

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der lebende Leichnam

Tolstoj, Lev Nikolaevič

Leipzig, 1911

Bild VI

[urn:nbn:de:bsz:31-85567](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-85567)

Lisa. Es tut mir leid, daß Sie alles gehört haben, ich hätte das sonst nicht gesagt.

Anna Karenin. Und doch ist nichts entschieden worden. Ich kann nur das eine sagen, daß ich, wenn nur alle diese schweren Umstände nicht da wären, sehr froh sein würde. . .
(Sie küßt Lisa.)

Viktor. Bitte ändere dich nur nicht. . .

Sechstes Bild.

Ein bescheidenes Zimmer.

In einer Ecke steht ein einfaches Bett, in der anderen ein Schreibtisch und nicht weit entfernt davon ein Diwan.

Erster Auftritt.

Fedja ist allein im Zimmer. Es klopf. Gleich darauf Mascha.

Mascha (von außen). Warum hast du dich eingeschlossen? Mach auf.

Fedja (öffnet die Tür und kommt mit Mascha ins Zimmer). Ich danke dir, daß du gekommen bist. Es war hier so langweilig, fürchtbar langweilig.

Mascha. Warum bist du nicht zu uns gekommen? Trinkst du schon wieder? Ach du! Und du hast doch versprochen zu kommen. . .

Fedja. Du weißt doch, daß ich kein Geld habe.

Mascha. Warum habe ich dich nur lieb gewonnen?

Fedja. Mascha!

Mascha. Ach was, Mascha, Mascha! Wenn du mich liebtest, so hättest du dich längst scheiden lassen. Die bitten dich ja selbst darum. Du sagst doch, daß du sie nicht liebst, und doch hältst du an ihr fest. Du willst also augenscheinlich nicht.

Fedja. Aber, du weißt doch, weshalb ich nicht will.

Mascha. Das ist ja alles Unsinn. Die Leute haben wirklich recht, wenn sie dich einen oberflächlichen Menschen nennen.

Fedja. Was soll ich dir denn sagen? Soll ich dir sagen, daß mir deine Worte weh tun? Doch das weißt du ja selbst . . .

Mascha. Dir tut ja nichts weh . . .

Fedja. Du weißt doch selbst, daß mir die einzige Freude meines Lebens deine Liebe ist.

Mascha. Meine Liebe ist da, aber deine existiert nicht.

Fedja. Nun, ich will mich nicht verteidigen. Und wozu denn auch. Du weißt es ja selbst.

Mascha. Fedja, warum quälst du mich so?

Fedja. Wer quält dich?

Mascha (weinend). Du bist nicht gut.

Fedja (geht an sie heran und umarmt sie). Mascha, warum tust du das. Hör doch auf. Man soll leben, und nicht schluchzen. Dir steht das schon gar nicht, mein schönes Mädchen . . .

Mascha. Liebst du mich?

Fedja. Wen soll ich denn lieben?

Mascha. Nur mich? Nun, lies mir mal vor, was du geschrieben hast.

Fedja. Es wird dich langweilen.

Mascha. Was du geschrieben hast, ist mir immer interessant.

Fedja. Nun, dann hör zu. (Er liest ihr aus einem Manuskript vor). „An einem Spätherbsttage hatten wir uns mit einem Kameraden zu einem Rendezvous beim Muriginplatz verabredet. Es war ein dunkler, warmer, stiller Tag. Der Nebel . . .

(Die Thür öffnet sich.)

Der alte Bigeuner Iwan Makarowitsch und die alte Bigeunerin Nastaßja, die Eltern Maschas (treten ein).

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Nastaßja. Makarowitsch.

Nastaßja (tritt an ihre Tochter heran). Also hier bist du, verrücktes, flüchtiges Schaf! (Zu Fedja.) Der Herr sei begrüßt. (Zur Tochter.) Was machst du denn bloß mit uns? Ah?

Makarowitsch (zu Fedja). Das ist nicht gut, was Sie tun, Herr, Sie machen das Mädel unglücklich; oh, das ist nicht gut, das ist schlecht gehandelt.

Nastasja. Nimm dein Tuch um, und marsch, los! Sieh einer an, läuft uns einfach fort! Was soll ich denn nur dem Chor sagen? Techtelmechtelst hier mit einem armen Schlucker, von dem kaum was zu erwarten ist.

Mascha. Ich techtelmechtel nicht. Ich liebe den Herrn — das ist alles! Und den Chor werde ich nicht verlassen, ich werde singen, und . . .

Makarowitsch. Sprich nur so weiter, ich werde dir gleich den Zopf ausreißen, du Luder! Wer hatte so was je getan? Weder dein Vater, noch deine Mutter, noch deine Tante. Das ist nicht gut getan, Herr. Wir haben Sie liebgehabt, wie oft haben wir umsonst gesungen, weil Sie uns leid taten . . . Und was haben Sie getan?

Nastasja. Unsere einzige, liebe, prächtige Tochter haben Sie ins Verderben gestürzt, in den Schmutz gestoßen. Fürchten Sie denn keinen Gott?

Fedja. Alte, du denkst ganz falsch. Deine Tochter ist mir wie eine Schwester, und ich hüte ihre Ehre wohl. Du darfst nicht denken . . . Ich liebe sie . . . was kann ich denn dafür?

Makarowitsch. Aber als Ihr noch Geld hattet, habt Ihr sie nicht geliebt. Damals brauchtet Ihr nur dem Chor zehntausend Rubel zu stiften, und Ihr hättet sie in allen Ehren bekommen. Aber jetzt, nachdem Ihr alles verschwendet habt, steht Ihr sie uns weg. Schämt Euch Herr, schämt Euch!

Mascha. Er hat mich nicht entführt, ich bin selbst zu ihm gekommen. — Und wenn ihr mich jetzt auch fortholt — ich komme doch wieder zu ihm zurück, ich liebe ihn, und meine Liebe ist stärker als alle eure Schlösser und Riegel . . .

Nastasja. Nun, Maschachen, meine Goldene, rege dich nicht auf. Du hast nicht gut getan — nun, gehn wir jetzt.

Makarowitsch. Nun, was redet ihr noch. Marsch! (Er faßt Mascha an der Hand.) Verzeihen Sie, Herr, leben Sie wohl.

Alle drei (gehen ab).

Dritter Auftritt.

Fedja. Fürst Abreskoff.

Fürst Abreskoff. Verzeihen Sie, bitte . . .

Fedja. Mit wem habe ich die Ehre? (Er erkennt ihn.) Ah, Durchlaucht! (Er begrüßt ihn.)

Fürst Abreskoff. Ja, ich war unfreiwilliger Zeuge dieser unangenehmen Szene . . . Ich wünschte sie nicht gehört zu haben; allein da ich sie gehört habe, halte ich es für meine Pflicht, dies zu bekennen. Man hatte mich hierher gewiesen, und an der Thür mußte ich auf den Fortgang dieser Herrschaften warten, zumal mein Klopfen von den lauten Stimmen ganz übertönt worden war.

Fedja. Ja, ja. Bitte, nehmen Sie Platz. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das eben gesagt haben, denn das gibt mir ein Recht, Ihnen diese Szene zu erklären. Was Sie von mir denken, ist mir ganz gleich, allein ich möchte Ihnen sagen, daß die Vorwürfe, die jenem Mädchen, jener Zigeunersängerin, gemacht wurden, ungerecht sind. Dieses Mädchen ist rein wie eine Vestalin. Meine Beziehungen zu ihr sind nur ganz freundschaftliche. Wenn diese Beziehungen auch vielleicht den Schatten einer poetischen Leidenschaft tragen, so hat das doch auf die Reinheit und Ehre dieses Mädchens keinen Einfluß. Das wollte ich Ihnen sagen. Nun also, womit kann ich Ihnen dienen? Was wünschen Sie?

Fürst Abreskoff. Erstens . . .

Fedja. Verzeihen Sie, mein Fürst, daß ich Sie unterbreche. Ich bin jetzt in eine solche Stellung zur Gesellschaft gerückt, daß meine flüchtige und weit zurückliegende Bekanntschaft mit Ihnen mir kaum die Ehre Ihres Besuches verschaffen würde, wenn Sie nicht ein Anliegen an mich hätten. Worin besteht das?

Fürst Abreskoff. Ich will nicht leugnen . . . Sie haben es erraten. Ja, ich habe ein Anliegen, aber trotzdem bitte ich Sie, mir zu glauben, daß die Veränderung Ihrer gesellschaftlichen Stellung durchaus keinen Einfluß auf meine Beziehungen zu Ihnen hat.

Fedja (ironisch). Ich bin davon überzeugt . . .

Fürst Abreskoff. Die Sache ist die: der Sohn meiner alten Freundin Anna Karenin und auch die Dame selbst haben mich gebeten, direkt von Ihnen etwas über Ihre Beziehungen — Sie gestatten mir doch darüber zu sprechen? — über Ihre Beziehungen zu ihrer Gattin, Frau Lisa, zu erfahren . . .

Fedja. Meine Beziehungen zu meiner Frau — ich darf sagen: zu meiner früheren Frau — sind vollkommen gelöst.

Fürst Abreskoff. So habe auch ich die Situation aufgefaßt und deshalb diese schwierige Mission auf mich genommen.

Fedja. Unsere Beziehungen sind abgebrochen; ich beileide mich aber hinzuzufügen, daß die Schuld nicht auf ihrer, sondern hundertfach auf meiner Seite war. Sie selbst ist nach wie vor eine durchaus makellose Frau geblieben.

Fürst Abreskoff. Nun also: Viktor Karenin, sowie in Besonderheit seine Mutter, haben mich, bei Ihnen selbst Ihre Absichten in Erfahrung zu bringen.

Fedja (sich erregend). Welche Absichten? Ich habe keine. Ich gewähre ihr die volle Freiheit. Noch mehr: ich werde niemals ihre Ruhe stören. Ich weiß, daß sie Viktor Karenin liebt. Meininetwegen. Ich halte ihn für einen sehr langweiligen, aber sehr guten und ehrlichen Menschen, und ich glaube, daß sie mit ihm, wie man das meistens zu sagen pflegt, glücklich sein wird. Und . . . que le bon Dieu les bénisse! Das ist alles . . .

Fürst Abreskoff. Ja, aber wir . . .

Fedja (unterbricht ihn). Sie müssen nicht denken, daß sich in mir, und sei es auch nur ganz leise, das Gefühl der Eifersucht regt. Wenn ich von Viktor sagte, daß er langweilig sei, so nehme ich diese Worte zurück. Er ist ein prächtiger, moralischer, ehrlicher Mensch, und beinahe der

völlige Gegensatz zu mir, und er liebte sie von Jugend auf. Es kann sein, daß auch sie ihn schon liebte, als sie mich heiratete, das kommt vor. Die beste, tiefste Liebe ist jene, von der man selbst nichts weiß. Sie hat ihn, glaube ich, immer geliebt, sich das aber als anständige Frau selbst nicht eingestanden. Allein dieses alles . . . es lag doch sozusagen als ein Schatten auf unserem Familienleben. Übrigens, wozu mache ich Ihnen dieses Geständnis?

Fürst Abreskoff. Tun Sie es, bitte. Glauben Sie mir, daß das Wichtigste an meinem Besuch der Wunsch war, diese Beziehungen ganz begreifen zu können. Ich verstehe Sie, verstehe, daß dieser -- Schatten, wie Sie sich so trefflich ausdrückten, vermochte . . .

Fedja. Ja, so war's, und es ist möglich, daß ich aus diesem Grunde mich nicht jenes Familienlebens erfreuen konnte, das sie mir schenkte; daß ich immer irgend etwas suchte und mich fortreißen ließ. Übrigens sieht das beinahe nach einer Rechtfertigung aus. Das wollte ich nicht, und außerdem kann ich mich auch nicht rechtfertigen. Ich war, es sei offen gesagt, ein schlechter Gatte; ich war es, weil ich jetzt in meinem Bewußtsein schon lange nicht mehr ihr Gatte bin. Ich betrachte sie als völlig frei. Und damit hätte ich Ihnen die Antwort auf Ihre Mission gegeben.

Fürst Abreskoff. Gewiß, allein Sie kennen Viktor und seine Familie. Seine Beziehungen zu Frau Lisa sind stets nur ehrerbietige gewesen und werden es auch in Zukunft bleiben. Er stand ihr bei, als sie eine schwierige Situation zu überwinden hatte.

Fedja. Ja, und ich habe mit meinem Lebenswandel ihre Annäherung gefördert. Was tun? Es sollte wohl so sein.

Fürst Abreskoff. Sie wissen, daß er sowie seine Familie in jeder Beziehung streng rechtgläubig sind. Ich teile diese Überzeugungen nicht ganz und sehe die Dinge von einem andern, höheren Standpunkte aus an. Allein ich achte diesen starren Glauben und begreife ihn. Ich verstehe auch, daß für Viktor und besonders für seine Mutter der Gedanke eines Zusammenlebens ohne die kirchliche Ehe undenkbar ist.

Fedja. Ja, ich kenne die stumpfsinnigen — ich wollte sagen konservativen Ansichten, die die beiden in dieser Beziehung haben. Was wollen sie denn noch? Eine Scheidung? Ich habe ihnen schon lange gesagt, daß ich dazu bereit bin, allein die Bedingung, die Schuld auf mich zu nehmen, und all die Lügen, die damit verbunden sind, fallen mir sehr schwer.

Fürst Abreskoff. Ich begreife Sie vollständig und teile Ihre Ansicht. Das alles ist entsetzlich, und ich begreife Sie vollkommen.

Fedja (drückt ihm die Hand). Ich danke Ihnen, mein Fürst! Ich kannte Sie stets als einen ehrlichen, guten Menschen. Nun, sagen Sie mir, bitte, was ich tun und wie ich mich verhalten soll. Versetzen Sie sich ganz in meine Lage. Ich suche nicht mich besser zu machen, ich bin ein Taugenichts; allein es gibt doch Dinge, die ich nicht ruhig tun könnte. Ich kann nicht gleichmütig lügen.

Fürst Abreskoff. Ich kann Sie aber nicht verstehen . . . Sie sind ein fähiger, kluger Mensch mit einem feinen Gefühl für alles Gute — wie können Sie sich so hinreißen lassen und all das vergessen, was Sie selbst von sich fordern? Wie sind Sie so weit gekommen und weshalb haben Sie Ihr Leben zerstört?

Fedja (drängt nur mühsam die Tränen der Aufregung zurück). Ich lebe jetzt schon seit zehn Jahren ein solch zerfahrenes Leben; und es ist das erstemal, daß mich ein solcher Mensch, wie Sie, bedauert. Mich haben Kameraden, Kneipgenossen, Weiber bedauert, aber ein so kluger, guter Mensch wie Sie . . . Ich danke Ihnen! Wie ich in dieses Verderben kam? Erstens ist der Wein daran schuld. Es ist nicht nur, weil er gut schmeckt . . . Sehen Sie, was ich auch tue — ich fühle stets, daß es nicht das ist, was ich tun mußte, und bin beschämt darüber. Da spiele ich den Chef, sitze müßig im Aufsichtsrat der Bank — und schäme mich, schäme mich . . . Und nur wenn ich trinke, verläßt mich dieses Gefühl der Scham. Dann die Musik — nicht die Opern und Beethoven, sondern die Zigeuner . . . da strömt ein Leben

und eine starke Energie in dich hinein . . . und dann die lieben, schwarzen Augen der Zigeunerinnen und das Lächeln . . . und je hinreißender das ist, um so stärker ist nachher die Scham.

Fürst Abreskoff. Nun, und die Arbeit?

Fedja. Ich hab's versucht. Es war alles nichts, mit allem war ich unzufrieden. Doch was soll ich noch mehr von mir sprechen? Ich danke Ihnen!

Fürst Abreskoff. Was soll ich denn nun berichten?

Fedja. Sagen Sie, daß ich das tun werde, was die andern von mir wollen. Sie wollen doch heiraten, nicht wahr, und möchten da nicht gehindert werden?

Fürst Abreskoff. Selbstverständlich.

Fedja. Sagen Sie, daß ich bestimmt dafür sorgen werde.

Fürst Abreskoff. Wann denn?

Fedja. Warten Sie . . . Nun sagen wir in zwei Wochen. Genügt's?

Fürst Abreskoff (erhebt sich). Darf ich das also berichten?

Fedja. Sie dürfen's. Leben Sie wohl, Fürst, und nehmen Sie nochmals meinen Dank.

Fürst Abreskoff (entfernt sich).

Fedja (sitzt lange da und lächelt schweigend). Gut, sehr gut. So muß es sein, so muß es sein. Vortrefflich.